

Soziale Immunsysteme in der Corona-Krise

Über die Deutung einer Pandemie als gesellschaftliches Experiment und die damit verbundenen Chancen

Katastrophale soziale Bedingungen müssen nicht zwangsläufig zu einer desolaten Entwicklung führen. Es gibt immer wieder Menschen und Gesellschaften, die an Krisen wachsen. Schlüsselemente sind dabei soziale und kulturelle Ressourcen der Kommunikation, Netzwerke von Solidarität, aber auch Fähigkeiten kreativer Verarbeitung widriger Erfahrungen – etwa das Balkonsingen der Italiener. Das Konzept der Resilienz (= Widerstandsfähigkeit, Belastbarkeit) sucht nach Faktoren, die Systeme, Individuen oder Gesellschaften befähigen, radikale Umbrüche zu überstehen oder sogar an ihnen zu wachsen. Es beschäftigt sich mit psychischen, sozialen oder biologischen „Immunsystemen“: So, wie sich ein Immunsystem erst entwickelt, wenn es mit Viren, Bakterien und Schmutz konfrontiert ist, brauchen auch soziale Systeme Störungen, um zu reifen und zu wachsen. Eine solche Reifung ist aber kein Selbstläufer, sondern entsteht aus Auseinandersetzung und gelingt nicht immer.

An Krisen wachsen

Es gibt nicht wenige Menschen und Gesellschaften, die eine schwere Krise durchlebt haben und daraus verstärkt Empathie für die Nöte des Nächsten entwickelt haben. Die räumliche Metapher des *social distancing* wäre missverstanden, wenn man sie im Sinne einer sozialen Isolation und Abschottung interpretiert. Dies ist eine latente Gefahr im Umgang mit den Alten unserer Gesellschaft.

Auch Kommunikation und Nähe gehören zu den existenznotwendigen und systemrelevanten „Lebensmitteln“. Solidarität ist eine der wichtigsten Ressourcen für eine resiliente Gesellschaft. Hierbei können kulturelle und



Jazz gegen „social distancing“: Musiker geben ein Konzert von einem Balkon in Potsdam.
Foto: imago images/Martin Müller

religiöse Traditionen helfen, die grundlegenden Einstellungen und Sinnmuster zu bestimmen, derer es bedarf, um mit einer solidarischen Perspektive nach Lösungen zu suchen und in Krisen zu reifen.

Die Kirche als Feldlazarett

Für die Christinnen und Christen erweist sich in der Krise, ob ihr Glaube eine existenzielle Kraftquelle ist, oder ob er schon genauso leer ist wie die Kirchen erstmals seit Jahrhunderten am diesjährigen Osterfest. Nicht wenige Familien und Hausgemeinschaften haben kreativ und ohne klerikales Personal trotz aller Einschränkungen und Nöte etwas von der österlichen

Freude spürbar werden lassen. Ostern in der Coronakrise war ein Test für die Zukunft der zunehmend priesterlosen Kirche. Fastenzeit und Ostern haben in den (post)christlichen Gesellschaften auf neue Weise eine existenzielle Dimension von Verzweiflung und Hoffnung erhalten. Jedenfalls war es eine Zeit des Innehaltens und des Gewährerdens, dass die scheinbaren Sicherheiten unserer Welt ganz plötzlich wegbrechen können.

Welche Wegweisung und Ermutigung können die Religionen in so einer Situation geben? Ist die Kirche als „Feldlazarett“ (Papst Franziskus) bei denen, die am meisten verlassen sind? Ostern ist das Fest, das in der denkbar größten Krise, dem Karfreitag, Spuren des neu aufbrechenden Lebens zu entdecken vermag. Dies bleibt aber unverfügbar. Christliche Hoffnung ist „durchkreuzte Hoffnung“: Zuversicht im Angesicht von Abgründen des Daseins, weil Gott auch dort ist. Eine der ältesten Definitionen des Glaubens bei Jesaja lautet: „sich festmachen an dem, was Bestand hat“. Das ist nicht weit entfernt von dem, was Resilienz bedeutet. Es zielt nicht auf Besitzstandswahrung, sondern setzt im Gegenteil immer neu Umkehr und Transformation voraus.

Die Corona-Pandemie fordert dazu heraus, darüber nachzudenken, was sich ändern muss, damit wir bleiben und an der Krise wachsen. Der Um-

gang mit der Corona-Krise zeigt, wie in erstaunlich kurzer Zeit eine radikale Transformation der Gesellschaft möglich ist. Eine so drastische Reduktion von Konsum sowie von internationalem Waren- und Personenverkehr wurden lange für unmöglich gehalten.

Muße und familiäre Nähe

Die Krise ist ein Experimentierfeld für Bewältigungs-Strategien im Umgang mit Umbrüchen im Alltags- und Wirtschaftsleben. Viele entdecken nun digitale Kulturtechniken für Internet-Teaching, Homeschooling, Konferenzen und persönliche Kommunikation. Mitten in der Krise ist auch eine Kultur der Muße, der telefonischen Erreichbarkeit, der „stabilitas loci“ und der familiären Nähe gewachsen. Die drastische Reduktion des CO₂-Ausstoßes ermöglicht das Erreichen von Klimaschutzziele. Die enorme Entschlusskraft für Konjunkturprogramme, damit Wirtschaft und Gesellschaft nicht in der Krise zerfallen, wecken Hoffnungen: Warum sollte dies nicht auch möglich sein für einen Umbau der Gesellschaft, damit diese künftig resilienter, klimaverträglicher und robuster wird? Es ist eine Willensfrage.

Neue Nachdenklichkeit

Die Corona-Pandemie hat eine neue Nachdenklichkeit in Bezug auf Lebensstile erzeugt. Sie ist ein gesellschaftliches Experiment radikaler Entschleunigung. Darin liegt ein großes Potenzial für Nachhaltigkeit und sozialen Zusammenhalt. Die Digitalisierung ist rasant vorangekommen. Nun gilt es zu unterscheiden, welche Strukturveränderungen sinnvoll über die Krise hinaus beibehalten oder weiterentwickelt werden sollen. Wirtschaftliche Nachhaltigkeit jenseits gigantischer Verschuldung muss neu gelernt werden. Dabei wissen wir, dass die Krise uns noch lange begleiten wird. Die Gesellschaft wird eine andere sein. Es gibt vieles, was wir lernen können und müssen, um die sozialen Immunsysteme gegen künftige Krisen nachhaltig zu stärken.

Markus Vogt
Der Autor ist Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München und Einzelpersonlichkeit im Diözesanrat der Katholiken.



Diözesanrat der Katholiken
der Erzdiözese München und Freising

Ansprechpartner:

Josef Peis, Geschäftsführer

Verantwortlich:

Professor Dr. Hans Tremmel, Diözesanratsvorsitzender

Kontaktanschrift:

Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising,
Schrammerstraße 3/VI, 80333 München,

www.dioezesanrat-muenchen.de, E-Mail: dioezesanrat@erzbistum-muenchen.de